

(6. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Kuny von Panhuß.

In den Adern der damals Sechszehnjährigen rann warmes, edles Theaterblut, das fand Clarisse Frey, die eine kohlschwarze Perücke trug, die so scharf mit den weißen Bügen kontrastierte, bald heraus, und erzählte es Magdas Eltern. Die wunderten sich darüber und begriffen nicht, wie das möglich sein konnte; sie erinnerten sich nicht, in den Familien ihrer beiderseitigen Vorfahren ein Mitglied besessen zu haben, dem Theaterblut durch die Adern rann. Höchstens kam der Großvater von Frau Marta in Frage, der sollte ja mit einem Rasperletheater im Lande herumgezogen sein, raunte die Familiengeschichte. Aber ganz leise raunte sie das, ganz leise. Man brauchte es gar nicht zu hören, wenn man nicht wollte. Und Bergens wollten es nicht hören, und deshalb erfuhr die pensionierte königliche Hofschauspielerin auch niemals, wie sie über die Vererbung von Theaterblut dachten. Das war auch gar nicht nötig, denn auch ohne das machte Magda ihren Weg. Ihr erstes Engagement an einem kleinen süddeutschen Hoftheater brachte sie so weit, daß sie für die nächsten zwei Jahre einen Antrag an ein größeres Stadttheater erhielt, und nach den zwei Jahren berief man sie nach Frankfurt am Main zum Gastspiel; ein glänzender Erfolg und ein mehrjähriger Kontrakt waren das Resultat.

Unter den günstigsten Umständen hatte Magda den Sprung auf die weltbedeutenden Bretter getan; des Vaters offene Hand lenkte sie ja geschickt an Wegehärten vorbei. Schön, talentiert und reich! Wie bald würde sie den Gipfel der Kunst erreichen, sie die nur von weitem in die Niederungen geschaut. Viel Talent lebte da drunten und kam doch nimmer in die Höhe, mußte ersticken und zugrunde gehen in der dumpfen Luft des engen Tales. Viel an sozialem Glend des Schauspielers standes mußte Magda in den wenigen Jahren ihrer Bühnenlaufbahn schon sehen, und sie half immer, so gut sie konnte. Manche Toilette, manch großes Geldstück war schon aus ihren zarten Fingern hinüber geglitten in zitternd und verlangend ausgestreckte Hände. Und was sie gesehen, was andere bekümmerte und schmerzte, das empfand sie bis ins Innerste selbst. Das Erlaben anderer ward ihr zum eigenen Erlebnis. Das verfehte ihre empfängliche Seele in Schwingungen, das gab ihren Worten, die sie abends im Lampenlicht sprach, die überzeugende Kraft und riß die Zuhörer mit fort.

„Was muß sie schon durchgemacht haben, um so spielen zu können“, dachte wohl zuweilen einer, dem ihre modulationsfähige Stimme Offenbarungen gab. Über Gertruds ernstes Gesicht flog ein zufriedenes Lächeln. Schattenlos und klar, gleich einem einzigen Sommeronntag, spann sich Magdas Dasein bis heute ab, und was sie dazu beitragen konnte, das wollte sie tun, und dabei fiel Doktor Stürmer der Frau ein, der Kritiker einer der gelesensten Zeitungen Frankfurts, der einmal äußerte: „Der Bergens fehlte nur noch die große unglückliche Liebe, denn die allein wäre imstande, den Herzenston aus ihr herauszulocken, der ihrem Spiel noch fehlte, um sie den allerersten Schauspieler-

rinnen unserer Tage vollwertig zur Seite stellen zu können.“ Doktor Stürmer hatte scharfe Augen, die sahen, was sonst niemand sah, und er hatte feine Ohren, er hörte, was sonst niemand hörte, und Gertrud dachte, was in ihrer Nacht lag, die geliebte Schwester vor der großen unglücklichen Liebe zu bewahren, das sollte geschehen. Nicht nur vor unglücklicher Liebe wollte sie Magda behüten, sondern überhaupt vor der Liebe.

„Liebe“, murmelte sie leise vor sich hin, „ein hübsches Wort für die Vogelschlingen, in denen man törichte Mädchen fängt.“

Die Rokokopendüle, auf der ein weißes Watteau-Frauchen gar steif und pretentiös auf hohen Stöckelschuh eine knixende Menuettbewegung vollführte, zeigte auf einhalb Drei. Sonntäglich feierlich war das Gesichtchen der Reifner Figur und ein wenig sehnsüchtig lugte sie nach einem Herrn mit Pops und Schnalenschuh, der die Linke am Degen, drüben von der Spiegelfonsole her ihre anmutige Haltung bewunderte. Und wenn die kleine Dame das Lied von den Königskindern, die sich so lieb hatten und die nicht zusammenkommen konnten, gekannt hätte, dann würde es ihr Porzellanherzchen jetzt sicher empfunden haben.

Magda Bergens setzte sich eben vor dem Spiegel dem Gut auf und Freude lag in ihren Augen ob der eigenen Schönheit. An der Tür wartete schon die Schwester. Das Mädchen meldete, das Auto sei vorgefahren und während Gertrud voran schritt und dem Mädchen einige Anordnungen gab, huschte Magda noch einmal ins Nebenzimmer, in dem wieder ein Strauß langgestielter Rosen stand. Jeden Tag neue, die alten wanderten immer zu der Pensionsinhaberin, die sie als Schmuck für die Mittagstafel benützte.

Drei leuchtende Rosen steckte die Schauspielerin zwischen die Knöpfe ihres beigefarbenen Nipskostüms, dann folgte sie schnell der Schwester. Gertrud bemerkte wohl die Blumen, doch sie schwieg.

Die Forsthauschauffee hinunter rollte das Auto. Überall gaben Schulleute acht, daß sich die Gefährte ordentlich einreihen und Kutscher und Chauffeure nicht etwa ein Wettrennen arrangierten, wie sie es gar zu gern täten.

Die Schwestern betraten den Rennplatz von der Forsthauschauffee aus und verfolgten einen der schön gehaltenen schmalen Wege, die sich zwischen üppigen, blumengezierten Rasenplätzen hindurchschlängeln. Als sie am Sattelplatz vorbeiging, bestieg gerade ein hoher gertenjanker Artillerist einen Schimmel und Magda blieb interessiert einen Augenblick stehen. Da traf sie der Blick des Reiters und über Magdas zartes Gesicht, das an das Fixieren durch Operngläser und Vornetten gewöhnt war, breitete es sich wie ein rosiger Schleier. Und der junge Offizier sah auf die purpurnen Rosen, die Magda trug, und es schien der Schauspielerin, als blitze es plötzlich in seinen Augen auf.

Ohne daß ein Wort zwischen den beiden Menschen gesprochen wurde, mußte Magda, die Rosen, die ihr täglich einen duftenden Gruß boten, die kamen von ihm, der da vor ihr auf dem unruhigen Pferde saß. Ihr war's, als ob sie ihn schon vordem gesehen. Wann und wo nur, wo? Mit einem Male stieg die Erinnerung wieder auf: ein lauer Sonntagabend, eine Terrasse mit weißgedeckten Tischen, servierende Kellner, an einem der Tische sie selbst und drüben an einem anderen, in Gesellschaft eines vornehmen älteren Paares und einer jungen Dame, er. Deutlich entsann sie sich seiner und des harten Nachens von den Rippen des jungen Mädchens, es könnte in ihr nach, aufdringlich, laut und häßlich.

Gertrud wandte sich: „Komm, Magda, wir wollen weitergehen, es gibt ja noch mehr zu sehen außer dem Schimmel“, ein bißchen Spott lag in der Stimme der Älteren. Oh, sie hatte wohl die unverhohlene Bewunderung des Artilleristen bemerkt und doch ahnte sie nicht, was Magda bereits wußte, daß er die Rosen gesandt. Die Rosen, über die sie sich jeden Tag aufs neue ärgerte und von denen die Schwester heute welche am Kleide trug.

„Nunmer sieben, Oberleutnant Graf Budenbach“, las Gertrud, nachdem die Nummern und Namen aufgezogen waren, „ah, das ist wahrscheinlich der lange Mensch mit dem Schimmel“, setzte sie hinzu.

Magda nickte und sie ärgerte sich über die Art der Schwester. Wie sie das sagte: Der lange Mensch!

Absehnlich klang es. Sacht berührten ihre Finger die Rosen und ihr roter Mund lächelte, da sie an der weißen Barriere stand. Wie grün der Rasen leuchtete. So frisch und satt, und so türkisblau und hell der Himmel. Im Gander ritten die Pferde zum Start. Neben Magda lehnte ein dicker Herr, der beschäftigt sich damit, sich mit einem großen, grellgelben Seidentuch, auf dem unförmige blaue Hufeisen eingedruckt waren, den Schweiß zu trocken und seiner Begleiterin, einer aufgedonnerten Person mit kunstvoll gemaltem Gesicht, wortliche Erklärungen zu geben, denen sie anscheinend mit ehrfürchtiger Bewunderung lauschte. „Lautbenagel“ ist Favorit, der macht's, des is e mal sicher. Der Budebach hot's aber auch eraus“, und dann wischte er wieder mit dem schreiendgelben Tuch, hin und her wehte es dabei. Es sah ganz unheimlich aus und Magda mußte an die Schiffe denken, auf denen die schreckliche Krankheit, das gelbe Fieber, ausgebrochen ist.

„Paß uff, Rätche, jetzt zieht der Budebach schon vor“, schrie der Dicke förmlich begeistert. „Rätche“ fragte neugierig, was das eigentlich heiße, „er zieht vor“.

„Ei, er macht sich an d' annere vorbei“, war die klare kurze Antwort. Energetisch schwebte das gelbe Tuch durch die Luft und die blauen Hufeisen bogen sich in hühen Windungen durcheinander.

Nummer sieben gewann mit fast zwei Pferdelängen. „Dem langen Menschen hätte ich das gar nicht zugetraut“, sagte Gertrud, und da der letzte der Reiter, der weit zurückgeblieben, vorbeiritt, meinte sie zu der Schwester: „Wenn der Vater hier wäre, hätte er sicher auf dieses Pferd seine gewohnten zehn Mark verloren.“

Wie das nur kam, wieder ärgerte sich Magda über den Ausdruck: „der lange Mensch“. Still schritt sie neben Gertrud her, die sie auf einige Damen aufmerksam machte, die sich berufen fühlten, hier die Auswüchse der Mode spazieren zu führen.

Manch ehrlich bewundernder, doch auch viel dumme neugierige Blicke streiften die Schauspielerin im Vorübergehen und ein Flüstern zog hinter ihr her: „Die Bergen“, hieß es hier und hieß es dort. Fast nur die Männer schauten neidlos, voll aufrichtiger Freude am Schönen auf das reizvolle elegante Mädchen, das sie so nahe zu sehen sonst nie Gelegenheit hatten. Die Frauen stehen einander aber wohl heimlich an und sie fanden den Schimmer in dem dichten Haar Magdas zu rot, um natürlich zu sein, und die Wimpern wären ent-

schieden gefärbt. „Gott, sie ist eigentlich überhaupt nicht hübsch, aber ganz passabel“, urteilte eine wohlgenährte Jungfrau, deren rote Wangen demnächst zu platen drohten.

Und Magda Bergen ging leichten Fußes durch die Menschen und vernahm nichts von dem, was sie sprachen. Nur ihren Namen fing sie mehrmals auf und es tat ihr gut, eine unter den vielen zu sein, die man nannte, die aus der Menge herausragte. Nicht durch ihre Schönheit, o, es gab viele schöne Frauen in Carolus magnus einstiger Residenz, das zeigte sich heute auf dem Rennen, nein, die sich durch ihre Kunst, ihr Talent unterschied von den meisten, die hier großzügig und selbstverständlich oder plump und aufdringlich in den extra für diesen Tag angefertigten Kostümen paradierten.

„Die Bergen“, hörte sie eben wieder einen Badfisch einer Freundin zulüftern und gleich darauf ein bißchen lauter, „gud, da drüben geht die Komtesse Suchbagen, die Braut von Budenbach, die im weißen Tuchmantel mit Lederbesatz. Schick sieht sie aus, gelt Adele?“ Der weiße Tuchmantel mit Lederbesatz mußte wohl was sehr Spartes sein, denn die junge Stimme klang sehr ehrfürchtig. (Fortsetzung folgt.)



Denn so ist die Liebe beschaffen, daß sie allein Rechte zu haben glaubt und alle anderen Rechte vor ihr verschwinden. Goethe.

Auf einem französischen Schlachtschiff vor den Dardanellen.

Eine interessante Schilderung der Eindrücke an Bord eines Schiffes der französischen Dardanellenflotte entwirft der Sonderberichterstatter André Ludesq im „Journal“: „Bevor sie den festen Boden für lange Tage und Nächte verlassen, pflichten die Offiziere tüchtige Blumen, wo immer sie sie finden, um sie auf die Fahrt mitzunehmen. Als wir mit den derart geschmückten Seeleuten an Bord kamen, wies man uns den für uns bestimten Raum an, in dem bereits die für die Nacht aufgehängten langen gestreiften Hängematten schaukelten, die man bei stürmischem Wetter zu benützen pflegt. Der gewaltige Panzerkreuzer brummte und summete von tausend verschiedenartigen Geräuschen. Man schließt die Türme der Geschütze und die Kajematten. Man verpackt die Stückpforten und rollt die Apparate an ihren Platz. Der Nachruf der Signale mischt sich in die rauhen Töne der Sirene. Tagzwischen erschallt die dröhnende Stimme eines Quartiermeisters; und auf den Wandbälgen über unseren Köpfen kloppt ein toller Galopp genagelter Schuhe. „708... 2151...“ — Zahlen werden ausgerufen — Zahlen, die auf dem Meere die wahren Namen der Matrosen ersetzen. Denn 800 Mann leben an Bord; wer könnte sie alle kennen? ... Pfeifensignale lösen einander ab — scharf, gezogen, gellend und nervös. Welch wunderbares Durcheinander! Geräusche, wie die Schläge auf einem Amboss, kommen von der gepanzerten Brücke, Pistolen tönen dringen von der Zwischenbrücke herauf, dumpf gurgeln die Schrauben, die Ventilatoren drehen sich laufend. Und über diesen zahllosen Lauten schwimmen die Rufe der Mannschaften in den merkwürdigsten Dialekten. Abendessen in der Offiziersmesse. Einige Zeit später, während draußen auf Deck noch die letzten Takte der Marxellaise erklingen, beugen die Offiziere sich beratend und plündernd über die ausgebreiteten Karten. Der Abend ist erstickend, alle Lichter sind geblendet. Kein Wind, kein Lufthauch. Der Vorsteher der Messe hat uns die vorschriftsmäßigen Rettungsgürtel überreicht. Es sind Säcke aus rotem Kauchuk, die mit Luft aufgeblasen werden. Sie sind unsere äußerste Hilfe im Falle einer Torpedierung. Alle, Offiziere und Matrosen, tragen sie. „Es ist besser, sie unter den Achseln anzubringen“, erklärt uns der Kapitän; „wenn man sie um den Hals trägt, läuft man beim Sturz in die Wellen Gefahr, sich die Halswirbelknochen zu brechen.“

Und nun wandeln wir tastend durch die dunklen Gänge. Einige mit Laternen versehene Matrosen tragen mit Eisen-

stücken die Wände ab, um die Elstarbe fortzubringen, die im Falle eines Brandes dem Feuer zu gute Nahrung geben würde. Andere kleben kreuzweise Papierstreifen über die Glasplatten der Fenster und Türen; dadurch werden die durch das Feuer der Geschütze erzeugten Erschütterungen abgeschwächt. Aber der größte Teil der Besatzung schläft und träumt in den Hängebetten. Die Männer sind nackt; das Thermometer zeigt 33 Grad. Von der Seebe blinzeln Feuerzeichen zu dem Kreuzer herüber. Das sind die letzten Instruktionen und Signale. Vor uns liegt die reglose Fläche der Nacht, gesäumt von geisterhaften Ruinen; dort liegt Mudros, Schlupfwinkel der Wangen und Fliegen, das Reich des Staubes und der ermatenden Atmosphäre. Während wir forsgleiten, verlöschen auf Mudros die Lichter eines nach dem anderen, wie wenn man auf der Bühne die Lampen auslöscht. Noch einmal hören wir die ferne Trompete der Ruaven, die zum Auslöchen der Lagerfeuer bläst. . . 5 Uhr morgens. Von allen Teufen des Decks klingen das Läutewerk. Der Kreuzer labiert zwischen den letzten Lastbooten, Kohlen- und Transportschiffen. Nun sind wir unterwegs zum Kampf. Auf den Kriegsschiffen, an denen wir vorbeikommen, stehen die Besatzungen im Reih und Glied und senden uns den Abschieds salut. Zweimal schreit die Sirene rau und laut. Kaapp vor unserem Bug taucht ein englischer Handelsdampfer auf, nur ein blitzschnelles Manöver verhindert um ein Haar den Zusammenstoß. In langen Sprüngen, wie ein Hase, eilt ein Torpedobootzerstörer vor uns her, uns der Weg weisend. Er begleitet uns zum Schutz gegen einen Unterseebootangriff. Wahrhaftig, er ist ein teurer Begleiter! . . . Spaziergang über die Decks. Gruppeweise stehen die Matrosen um die schweren Geschütze herum. Sie machen alles schußbereit; zu ihren Füßen sind die Kisten mit den Geschossen in Reihen aufgestellt. Wie nah sind hier der Tod und das Leben; unter den Planen, auf denen wir stehen, wird pflüchlich das Segader eines Hünerchens hörbar und das Brüllen von Vieh. Dort sind in Körben Hühner eingesperrt, und Kühe stehen in roh gezimmerten Verhüllungen. Das sind die Reserven an Lebensmitteln — für eine Woche. Die Tätigkeit ringsum wird immer reger. Von den Maschinen tief unten bis zu den höchsten Stegen ist alles in merkwürdiger Bewegung. Die Matrosen verstauben jeden Gegenstand, der nicht unbedingt notwendig ist: Segeltücher werden ausgebreitet und die Rettungsboote darunter gezogen. Im Verlauf einer Stunde ist das Deck nackt wie die Oberfläche einer befestigten Mauer. Naht, blank, mit eingestellten Kanonen -- das ist die Bekleidung für den Kampf."

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Seltames Rotgold. Das eiserne Geld, das Deutschland jetzt in eiserner Zeit prägen läßt, stellt beinahe ein Unikum in der Geschichte der Münzen dar, denn außer bei einigen afrikanischen Regerstämmen der Kongogegend wurde Eisen nur im alten Sparta des Ägypten, in Argos und Arabien eine Zeitlang als Zahlungsmittel verwendet. Bei dieser Gelegenheit ist es wohl von Interesse, noch anderer merkwürdiger Erscheinungen aus der Geldgeschichte zu gedenken. Das schöne Lied: „O welche Lust, Soldat zu sein“, nebst ein paar anderen Gesangsvorträgen, brachte der Sängerin Fräulein Bette, die das Abenteuer unternommen hatte, in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Konzertreise durch den Stillen Ozean zu machen, auf einem Eiland der Freundschaftsinseln folgende etwas unhandliche Einnahme: Der Häuptling Mafea bezahlte mit schön gravierten Kolonußflaschen; das dunkel-farbige Publikum erlegte für seine Eintrittskarten im ganzen 8 Schweine, 23 Truthähne, 44 Hühner, 500 Kokosnüsse, 1200 Ananas, 120 Maß Bananen, 120 Kürbisse und 1500 Orangen. Sie fand sich notgedrungen in gutem Humor mit der Sache ab. „Man sagt mir“, schrieb sie in einem Brief, „daß ein Spekulant von der benachbarten Insel Manglea morgen kommen soll, um mir Kaufofferten in klingender Münze zu machen. Inzwischen geben wir unseren Schweinen, um sie am Leben zu erhalten, die Kürbisse zu fressen, die Puter und die Hühner verzehren die Bananen und Orangen, so daß ich, um den arbeitsamen Teil meiner Einnahme zu erhalten, den vegetabilischen opfern muß.“ Das ist noch völlige Naturalwirtschaft; Anfänge einer richtigen Münzwirtschaft aber sind es, wenn,

wie in Melanesien, so auf den Marshall- und Gilbertinseln aus Muscheln geschnittene Scheibchen, deren Gewinnung und Herstellung ein Privileg der Häuptlinge ist, als Geld dienen, unserer kleinsten Kupfermünzen entsprechend, während auf der Insel Belan einzeln alte Glasperlen aus der Zeit der ersten Entdecker heute den Wert großer Goldstücke oder Banknoten haben, und als kostbare Juwelen einzeln bekannt sind, so daß sie nicht mit modernen Perlen verwechselt werden können. Auf der Karolineninsel Yap gibt es ein altes Steingeld, das die Größe ansehnlicher Wagenräder erreicht; zwei Proben davon befinden sich in der ozeanischen Sammlung des Berliner Museums für Völkerkunde. Ein für uns recht merkwürdiges Geld ist Salz, das an der chinesisch-birmanischen Grenze wie im Innern Afrikas verbreitet ist. Bei den Mandingo-Regern fand ein Reisender den Wert einer Salztasche von der ungefähren Größe eines Backsteins gleich 20 M., und in Darfulla hatte nach Ritters Geographie von Afrika ein 14-jähriger Sklave den Wert von 12 Pfund Salz. Auch in Abyssinien werden nach Wirth noch Salzbarren und in Hochasien Teeziegel als Geld gebraucht. Die Chinesen verwandten sie zuerst als Truppenlohn für die tibetischen Grenzvolker. Die alten Mexikaner gebrauchten Kakaobohnen, in Säckchen zu 24 000 Stück, für größere Zahlungen, Baumwollenzug und Goldstaub in Federkielen, hatten aber auch Zinnbarren in Form eines T. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang noch ein französischer Parlamentsbeschluss vom 19. Mai 1883, durch den der Kriegsminister ermächtigt wurde, der Expedition des Marineoffiziers de Brazza, des Begründers von Französisch-Kongo, 100 000 alte Steinschloßgewehre zu überlassen, weil solche im Forschungsgebiet als Geld gälten. . . Aus dem Osten Deutschlands und den angrenzenden Slawenländern, in denen jetzt der Krieg tobt, sei noch das Leinwand- und Ledergeld erwähnt. Der weigereisige jüdische Maure Ibrahim Ibn Jakub, der 965 am Hof Kaiser Ottos weilte und bis Böhmen und in die Ostseeländer vordrang, erzählt, in Böhmen habe er ganze Kisten voll kleiner, dünn gewobener „Tüchlehen“ gesehen, die „eigentlich gar nichts taugten, die aber von allen als Geld genommen wurden“; weiter in Rußland aber gab es richtiges Pelzgeld „Kuni“, das dort den Umlauf beherrschte und dessen Namen von dem des Schwarzmeeres, Kuna, herrührt. Eigentliches Ledergeld hat es sonst nur als Notmünze gegeben, zuletzt im Unabhängigkeitskrieg der Niederländer.

Neue Wunder der deutschen Chemie. „Es geht alles ohne Zauberei und meistens auch ohne doppelten Boden bei unserer Chemie zu“, schreibt Hans Dominik in einem höchst lesenswerten Aufsatze im Septemberteil von *Belhagen und Klafings Monatsheften*. „Aber wenn wir dann die Ergebnisse der Arbeit betrachten, so werden wir doch geneigt, an Wunder zu glauben. Denn wunderbar und staunenerregend sind die Leistungen unserer chemischen Industrie, und der Krieg wirkt wie ein Treibhaus; er zeitigt Blüten, die ohne die Not des Augenblicks vielleicht noch lange Jahre zu ihrer Entfaltung gebraucht hätten. Da steht, irgendwo im Norden des Reiches, eine Fabrik, welche der läßlichen Tätigkeit obliegt, alten Fischtran nicht nur in Seifensett, sondern sogar in ein brauchbares Speisefett umzuwandeln.“ Ja, es ist wirklich so, gutes Speisefett aus Fischtran! Aber es geht weiter: Fischschrot bereitet man aus Hefe, die früher fortgeworfen wurde. Und Benzol, das bisher aus dem Rohpetroleum abgeschieden wurde, stellt die Chemie jetzt aus Steinkohle dar, aus derselben Steinkohle, die in allernuester Zeit den Grundstoff für die Fabrikation des Kautschuk bildet. Man saßt sich an den Kopf und fragt, ob das alles nicht Phantastiken oder Aprilscherze sind. Aber nein, es ist alles reine Wahrheit! Besonders überraschend ist die Fabrikation des Kautschuk. Fabriken hierfür sind freilich noch nicht im Betriebe, aber die Versuche sind doch schon so weit gediehen, daß unserm Kaiser bereits ein Satz von Bereisungen für seinen Kraftwagen zur Verfügung gestellt werden konnte, die ganz aus künstlichem Gummi bestanden. Hans Dominik schließt seine fesselnden Ausführungen folgendermaßen: „Gabriele d'Annunzio hat in seiner Rede auf dem Kapitol gesagt: „Ihr habt das französische Wunder erblickt, ihr werdet das italienische Wunder schauen.“ Ein deutsches Witzblatt läufte daran die Bemerkung, daß unsere Segner hoffentlich auch noch ihr drittes Wunder, nämlich das Klaus, erleben werden. Wir sind überzeugt, daß diese Prophezeiung auf italienischen Gebiete ganz bestimmt eintreten wird. Nach dem Friedensschluß, mag es

über kurz oder über lang kommen, wird das Pils der deutschen Volkswirtschaft wesentlich anders aussehen. Auf vielen Gebieten, auf denen wir früher Kunden des Auslands waren, werden wir dann selbständig sein. Auf dem Weltmarkt aber werden wir mit vielen Dingen, die unsere chemische Industrie jetzt kostlos schafft, als unüberwindliche Konkurrenten auftreten und dadurch unsere wirtschaftliche Bilanz noch weiter verbessern. Und dabei handelt es sich wirklich nicht um Kleinigkeiten. Am Kaufschulproblem haben wir gesehen, daß Milliardenobjekte unter diesen Dingen sind. Nach Hunderten von Millionen im Jahre zählt wohl der Wert eines jeden der mannigfachen Dinge und Stoffe, an deren Herstellung im Lande unsere chemische Industrie heute arbeitet. Diese Arbeit hilft uns daher nicht nur augenblicklich, die Kasse des Krieges zu überwinden, sie schafft auch Dauerwerte, die auf viele Jahre und Jahrzehnte hinaus unserer Volkswirtschaft ein eiserne Rückgehalt geben werden."

Eine Handgranaten-Schule in Frankreich. Eine interessante Schilderung des Besuches einer französischen Schule für Bombenwerfer gibt der Herausgeber der „New York World“, Ralph Pulitzer, in seinem Blatte wieder: „Die merkwürdige Kriegsschule, die zu besuchen mir nach mehrtägigen Schwierigkeiten gestattet wurde, befindet sich auf einem ausgedehnten grünen Feld in einer friedlichen Talniederung, weit hinter der französischen Frontlinie. In der Mitte des Feldes streckt sich ein Schützengraben, der die im modernen Stellungskriege üblichen Ausmaße besitzt. Nur in der Mitte des Grabens befindet sich eine besonders breite und geschützte Stelle: der Platz für den vorragenden Instruktionsoffizier. Einige Schritte links von diesem Platz befindet sich ein besonders ausgehauener Unterstand, der mit einem bombensicheren Dach versehen ist. Hierher eilen sowohl Lehrer wie Schüler nach gefährlichen Würfen, um vor unerwarteten Sprengtätigkeiten geschützt zu sein. Da die Explosionen fürchterlich zu sein pflegen und nicht allzu weit von dem Graben stattfinden, ist diese Vorsicht durchaus angebracht. Außerdem besteht ja beim Schaulernen der Bomben häufig die Gefahr einer vorzeitigen Explosion. Um mich besonders in Stimmung zu bringen, teilte man mir mit, daß vor wenigen Tagen ein Instruktionsoffizier einen Oberst zur Besichtigung in eine solche Handgranaten-Schule führte. Als sie zu dem Eingang des Schützengrabens kamen, trat der Lehrer höflich zurück, um den Oberst zuerst hineingehen zu lassen. Doch als der Oberst vortrat, fand eine vorzeitige Explosion einer Bombe statt und tötete ihn auf der Stelle. . . . In einiger Entfernung von dem bereits erwähnten Schützengraben befand sich ein anderer Graben, der die deutsche Linie vorstellen sollte. Einige Meter hinter dem Instruktionsoffizier waren die zu unterrichtenden Schüler in einer Reihe aufgestellt. Der Lehrer legte einen unschuldig aussehenden Kasten zu seiner Rechten auf den Rand des Schützengrabens und zog acht verschiedene Bomben, eine nach der anderen, hervor. Er hob jede einzelne Bombe hoch und erklärte ihre Konstruktion und die Art, wie sie zu schuldern sei. Die Bomben waren alle kriegsmäßig geladen, und eine einzige hätte genügt, um alle unverzüglich ins Jenseits zu senden. Bei der Erklärung der ersten Granate befestigte der Instruktionsoffizier an seinem Handgelenk eine Schleife, von der eine mittellange Schnur herabhängt. Ein schwerer Metallstift wurde an dem Ende der Schnur befestigt. Dann ergriff er eine schwarze runde Bombe und steckte den Stift in ein Loch an der Außenfläche. Hierauf wurde die Bombe mit voller Kraft geschleudert. Beim Fortfliegen riß sich die Bombe in dem Augenblick, da die Schnur gespannt war, von dem Stift los; durch diese Reibung wurde die Zündung erzeugt, die sich nach einem Zeitraum von fünf Sekunden entzündet. Der Stift blieb an der Schnur zurück und wurde für die nächste Bombe verwendet. Die nächsten fünf Explosionsapparate waren lauter Bomben, ähnlich der ersten, wenn auch die Konstruktion und die Methode des Schleuderns verschiedene Abweichungen zeigten. Zum Schluß aber sahen wir zwei Brandbomben. Die eine spritzte die brennende Flüssigkeit beim Explodieren in einem ziemlich großen Umkreis um sich; die andere setzte nur die Stelle in Brand, an der sie gezündet war. Schließlich sahen wir noch eine Erstichungs Bombe, die mit Gasen gefüllt war. . . . Die Handgranaten-Schule wird von Soldaten der verschiedensten Regimenter besucht. Der Ausbildungskursus dauert gewöhnlich vier Tage.

Die französisch-belgische Postkomödie. Der durch die deutsche Besetzung des größten Teiles von Belgien hervorgerufene Umzug der belgischen Regierung hat für Franzosen und Belgier ein Wirrsal komplizierter Einrichtungen und Vorschriften gezeitigt. Es ist heute geradezu ein Kunststück, auf dem Postamt in Saint-Adresse, der provisorischen Residenz der belgischen Behörden, einen Brief aufzugeben, ohne dabei die Postvorschriften eines der beiden Länder zu verletzen. Man höre, wie ein Mitarbeiter des „Journal des Debats“ es unternahm, von Saint-Adresse zwei Briefe abzugeben: „Das Postamt trägt die Aufschrift: Frankreich, Belgien. Welche Marke muß man also wählen? „Wohin soll der Brief gehen?“ fragte der Beamte am Schalter. „Nach Haere.“ „Dann müssen Sie eine belgische 5-Sous-Marke aufkleben, da Sie ins Ausland adressieren, oder eine französische 2-Sous-Marke, da Sie nach Frankreich adressieren.“ „Und wenn ich eine belgische 2-Sous-Marke aufklebe?“ „Dann mühte der Empfänger den Unterschied zwischen dem von Ihnen gezahlten und dem vorgeschriebenen Porto nachzuweisen, also 6 Sous.“ „Und wenn ich überhaupt nicht frankiere?“ „Dann liegt der Fall viel besser. Das Strafporto wird dann so bemessen, als ob Sie vergessen hätten, eine französische 2-Sous-Marke aufzukleben, und der Empfänger hat nur 4 Sous nachzugahlen.“ „Dennach ist es teurer, ungenau zu frankieren, als überhaupt keine Marke zu kaufen?“ „Sehr richtig. Wenn Sie falsch frankieren, zahlen Sie 2 Sous und der Empfänger 6 Sous Straf, zusammen 8 Sous. Wenn Sie überhaupt nicht frankieren, zahlt Hof der Empfänger 4 Sous.“ „Hier“, sagte ich schüchtern, „ist ein zweiter Brief nach Neuport in Belgien.“ „Da“, sagte der Beamte, „liegt alles ganz anders. Sie können eine belgische 2-Sous-Marke oder eine französische 5-Sous-Marke verwenden.“ Nach dieser ausführlichen Erklärung kaufte ich die vorgeschriebenen belgischen und französischen Marken. Aber als ich die Briefe frankieren wollte, wußte ich nicht mehr, wie ich die Marken verteilen sollte. So streifte ich die Marken ein und warf die Briefe unfrankiert in den Postkasten.“

Ein unsichtbares Unterseeboot. Ein unsichtbares Unterseeboot soll nach einer Meldung des „Journal de Rouen“ von einem Amerikaner in Denver, im Staate Colorado, erfunden worden sein. Demnach ist es dem Erfinder, Patric Konaan gelungen, eine Vorrichtung herzustellen, die ein Unterseeboot auch während der Fahrt an der Oberfläche vollkommen unsichtlich macht. Die Einrichtung ist ziemlich einfach. Der Rumpf des Bootes ist mit sinnreich angeordneten Spiegeln belegt, die in weitem Umkreis nichts als die Wellen widerspiegeln. So soll man bereits aus einer Entfernung von nur wenigen Metern den Eindruck haben, daß die Wasserfläche vollkommen frei und unbefahren ist. Die Versuche wurden anfangs mit verschiedentlich angeordneten Spiegeln auf dem Coloradosee unternommen und sollen zu einem endgültigen Erfolg geführt haben. Das auftragende Periscope wird mit einem Behälter aus Glas versehen, dessen innere Flächen mit einer Quecksilberschicht belegt sind.

Der Volantrock beginnt dem weiten Gilden- und Feudalrock recht erfolgreich Konkurrenz zu machen. Wird er von schlanken, jugendlichen Gestalten in luftigen, weichen Geweben getragen, so steht er namentlich dem lehreren in reizvoller Wirkung nicht nach. Ganz entzückend wirken derartige Röcke, wenn die Volants (meist drei: breite übereinander) mit feinen Hohlkämmen abgenäht sind oder auch schmale, andersfarbige Bänder mittels derartiger Säume daran genäht, im Einklang mit Gürtel oder Hübschen die Wesenwirkung des luftig-zarten Gewandes noch heben. Auch Spitzen in verschiedener Ausführung wirken als gefälliger Abschluß der Volants vorzüglich. Weniger will man dagegen eine Umrandung mit flüsternden Perlen an Straßen- und Promenaden-, Garten- und Strandkleidern gefallen. Diese klebt besser einem Festkleid vorbehalten und ist deshalb jetzt überflüssig, da zum Festkleiden heute wirklich nicht die passende Zeit ist. Als sehr passend und auch vornehm wirkenden Besatz oder vielmehr Vorstoß an den Volants dieser neuesten Röcke sei dagegen des Samtbandbesatzes gedacht. Ob weiß oder farbig die Grundfarbe des Stoffes, immer ist die Garnitur des schwarzen Bandes von reizvoller, vornehmer Wirkung, die noch erhöht wird, wenn auch die übrige Garnitur damit in Einklang gebracht wurde.